

Kathrin Zeiske

Ciudad Juárez

Alltag in der gefährlichsten Stadt der Welt

UNRAST

»Es ist bitter, das eigene Heim zu verlassen«, sagt Alberto und schüttelt niedergeschlagen den Kopf. »Alles Geld, das in diesem Haus steckt, ist verloren. Ein paar Unterschriften und innerhalb von fünf Minuten ist alles weg, wofür du jahrelang gearbeitet hast.« Es geht schlicht an die staatliche Sozialbaugesellschaft zurück. Damit sie nicht auf der Straße stehen, hat Verónica ihn und seine drei Kinder aufgenommen. Sie und ihre beiden Mädchen rücken zusammen. Kinderzimmer werden geteilt und Regale errichtet, um die Habseligkeiten der beiden Familien unterzubringen. Aus Taschen und Kisten quillt Kinderkleidung mit Disneyaufdrucken.

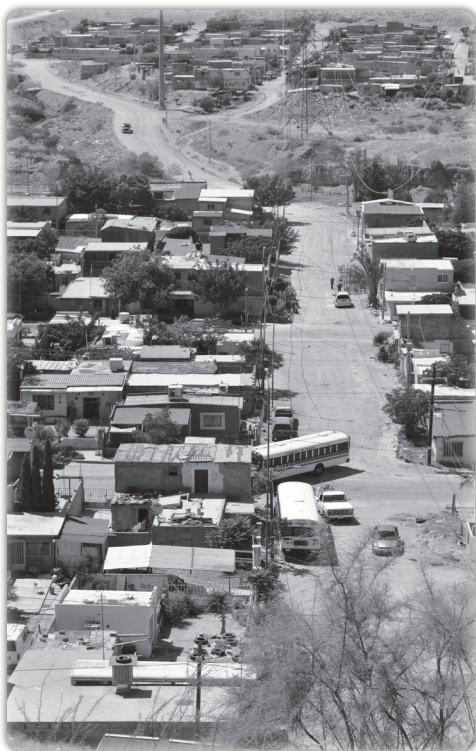
Alberto ist nachmittags auf Schicht. Er schneidet Autokabel zurecht, neun Stunden lang. Und Verónica hat die Nachtschicht. Die Arbeit findet im Stehen statt, damit niemand einschläft. »Füße, Rücken und Augen tun einem weh«, erzählt Verónica Lamas. Fünf Minuten hat sie, um zur Toilette zu rennen, eine halbe Stunde zum Essen, dann nochmal 15 Minuten Pause. Im Morgengrauen ist sie wieder da und beginnt die Hausarbeit. Wann sie schläft? Irgendwann nachmittags, wenn mal Zeit ist. Ein kraftschöpfender Alltag. Doch Verónica lächelt. Jetzt muss sie wenigstens die Mädchen nachts nicht mehr bangen Herzens einschließen. Im gemeinsamen Haus ist nun immer jemand bei den Kindern. Die Großen sprechen über die Schule, die Kleinen hocken mit einem riesigen Plüschhund zusammen. Sie haben große Pläne, wollen Polizistin, Tierärztin oder Köchin werden. Nur nicht in der Maquila arbeiten. Wer will das schon.

Über den Industrieparks geht die Sonne unter. Sie spiegelt sich in dem bronzenen Denkmal, das an einer der mehrspurigen Schnellstraßen der Stadt steht. Ein nahezu sozialistisch anmutendes Arbeiterdenkmal. Eine Frau und ein Mann in Arbeitskitteln, mit Werkzeugen in der Hand nach vorne strebend. Ein Abbild der Tausenden Menschen, die zum Schichtwechsel aus den Fabriktoren der Stadt strömen.

»Ich habe selbst mit drei Nähmaschinen und zwei kleinen Kindern zuhause meine Produktion angefangen«, sagt Cecilia Levine. Jeder könne es schaffen und durch harte Arbeit zu Wohlstand zu kommen. Die Unternehmerin pendelt zwischen New York und Ciudad Juárez und hat Montagebetriebe diesseits und jenseits der Grenze und in China. Sie sieht sich in der Verantwortung gegenüber ihren Angestellten, trotz des knallharten weltweiten Wettbewerbes Aufträge für den Standort Juárez an Land zu ziehen. »Das kann ich aber nur mit realistischen Lohnkosten.«

Cecilia Levine, von altersloser Schönheit, will Abbitte leisten durch den Bau einer gigantischen Kathedrale direkt an der Grenze, auf dem Gelände, auf dem der Papst letztes Jahr seine Messe hielt. Inmitten eines Parks mit Permakultur und Salons für kulturelle Projekte soll der architektonische Prachtbau stehen. Die meisten Einwohner:innen werden nicht einmal das Geld haben, den Bus hierher zu nehmen. Doch wer trägt die Verantwortung? Cecilia Levine schüttelt den Kopf. »Müsste nicht der Staat für bessere Wohnbau- und Gesundheitsprogramme sorgen? Müssten nicht die Verbraucher gewillt sein, höhere Preise zu zahlen?« Wahrscheinlich sind Autos und Haushalte auf der ganzen Welt mit Produkten aus Ciudad Juárez ausgestattet.

Juan Carlos Sapién, Industrieingenieur und engagiert in zahlreichen zivilgesellschaftlichen Initiativen der Stadt, ist anderer Meinung: »Als Unternehmerschaft haben wir eine Schuld gegenüber den Menschen in Juárez. Solange es keine höheren Löhne gibt, wird es auch keine soziale



In Ciudad Juárez siedeln sich seit Jahrzehnten Menschen am Rande der Wüste an, um in der Montageindustrie an der Grenze zu arbeiten. Viele der Viertel bleiben über Jahre von Wasser und Strom, befestigten Straßen und öffentlichen Verkehrsmitteln ausgeschlossen. Hier ein Blick über Fronteriza Alta, im Westen der Stadt. (Foto: Carolina Rosas Heimpel)

Entwicklung geben.« Ciudad Juárez erwirtschaftet fast 300 Milliarden Dollar im Jahr und ist damit nach staatlichen Erdölexporten der größte Devisenlieferant Mexikos. Die Stadt ist aber auch die sechstärmste des Landes, über 500.000 Personen leben in Armut – mehr als ein Drittel der Bevölkerung. »Eine klare Konsequenz der niedrigen Löhne«, schließt Sapín und rückt seine Krawatte zurecht.

Hier im Osten der Stadt, wo ausladende Villen in Privatstraßen stehen, exquisite Restaurants Meeresfrüchte anbieten und große Bäume über grünen Golfanlagen Schatten spenden, scheint eine andere Welt anzufangen. Fritz Langs Filmklassiker Metropolis scheint in Ciudad Juárez eine moderne Version gefunden zu haben: eine Grossstadt, in der sich alles um Arbeit dreht. Und wo die Menschen in zwei Klassen aufgespalten sind: in die, die umgeben von schönen Gärten im Luxus leben und die, die an den Maschinen der Unterwelt stehen.

»Wann bezahlen Sie dich denn, Mama?«

In der Maquilaindustrie sind vor allem Frauen angestellt. Die Mehrheit von ihnen bringt ihre Kinder alleine durch. Doch ein Fabriklohn reicht kaum, um eine Familie zu ernähren.

Das Haus ist in kräftigen Fliederfarben gestrichen. Die Inneneinrichtung ist liebevoll, aber eindeutig aus zweiter Hand: ein Sofa, ein Kunstdruck mit verschnörkeltem Rahmen, eine goldene Halbsäule als Beistelltisch. Die Familie Alemán steht an dem steinernen Sims, der den kleinen Raum in ein noch engeres Wohnzimmer und eine schmale Küchennische unterteilt. Maribel Alemán lächelt entschuldigend. »Das Haus ist winzig, aber wir haben ein Dach über dem Kopf.« Hier wohnt sie mit ihrer Mutter, ihren drei Kindern und der Kleinsten, die eigentlich die Tochter ihrer Schwester ist. »Ich habe das Haus vor sieben Jahren gekauft und nie eine Zahlung ausgelassen. Doch mein Schuldenberg wächst mit den steigenden Grundstückspreisen anstatt zu schrumpfen!«

Draussen im Innenhof muss man Schlammlöcher umrunden. Auch in der Wüste gibt es manchmal Wolkenbrüche. Viele der umliegenden Häuser im Viertel Portal del Roble sind verlassen. Gewalt und Kredit schulden haben ihre Bewohner vertrieben. Aus anderen dringt laute Technomusik. Vor manchen Häusern wird Second-Hand-Kleidung aus

den nahen USA verkauft; vor anderen werden Kampfahne gehalten. Vergessene Häusermeere im Süden der Stadt, ohne Schulen, ohne Sportplätze, ohne Parks und kulturelle Einrichtungen. Hier leben Menschen, deren Alltag bestimmt ist von der Schichtarbeit in den Weltmarktfabriken – und bitterer Armut.

Maribel Alemán weiss nicht, ob sie vor Verzweiflung lachen oder weinen soll. Die Nachbarn munkeln, sie wäre reich. Die Kinder sehen doch aus wie aus dem Ei gepellt und sie arbeite ja schließlich ohne Unterlass; sei nur Sonntag nachmittags zu Hause. Doch Maribel schüttelt traurig den Kopf. »Ich habe keinen Pfennig in der Tasche.« Dabei arbeitet sie in der zweiten Schicht bei einer Zulieferfirma des US-amerikanischen Autoherstellers Lear. Von nachmittags halb vier bis Mitternacht, montags bis freitags.

Doch nur vom Lohn der Weltmarktfabriken, die wie riesige glänzende Raumschiffe im Wüstensand liegen, kann sie nicht leben. Alles Geld wird ihr abgezogen: für die Abbezahlung der Hausschulden, für die Krankenkasse, für das Kantinenessen. »Ich bekomme 16 Pesos heraus«, sagt Maribel und zeigt auf Tabellen und Quittungen, die vor ihr liegen. Umgerechnet ist das nicht einmal ein Euro. »Nur wenn ich bis sechs Uhr morgens weiterarbeite, dann geht es auf,« erzählt die 43-Jährige. Aber manchmal könne sie dann schon mittwochs kaum noch durchhalten.

So bleibt sie nur selten auch noch zur dritten Schicht. Schneidert nur bis Mitternacht Lederbezüge für Autositze an einer Industrienähmaschine. In einer gigantischen Halle, in der Hunderte von Menschen wie Ameisen in gleißendem Neonlicht an Maschinen und Monitoren arbeiten. Das Summen der Klimaanlage und das Klappern der immer gleichen Handgriffe verschmelzen zu einer ewigen Geräuschkulisse. Zum Essen gibt es eine halbe Stunde Pause. Wenn Maribel bis morgens bleibt, hat sie noch zweimal eine Viertelstunde Pause. Doch viel hilft das nicht. »Die Augen fallen einem zu und die Füße tun weh nach der ganzen Nacht im Stehen. Wenn ich dann zuhause aus dem Bus steige, kann ich kaum noch gehen.«

Manchmal sieht sie ihre Kinder die ganze Woche nicht. Denn am Samstag putzt sie tags das Haus einer Familie und betreut nachts den kranken Großvater. Von diesem Nebeneinkommen zahlt sie dann Rechnungen und kauft das Nötigste, was sie zum Leben brauchen. Doch es reicht noch nicht einmal, um den Kindern die Busfahrt zur Schule zu

bezahlen. Sie müssen laufen. Im Sommer unter der sengenden Sonne und im Winter bei klirrender Kälte. Das Klima in der Wüste ist stets extrem. Der aufgeweckte 12-jährige Luis Mario hätte gerne ein Fahrrad für den Schulweg. »Ich sage ihm, es tut mir leid, wir haben kein Geld, Schatz.« – »Aber wann bezahlen sie dich denn, Mama?«, erwidert er dann ungläubig. Maribel würde ihren Kindern gerne ihre Wünsche erfüllen. Doch sie muss jeden Pfennig umdrehen. Oft fühlt sie sich angespannt.

Ein Zufluchtsort ist ihr das kleine Gebetshaus in der Nachbarstraße geworden. Ein verlassenes Wohnhaus wurde zur Katechismusschule und zum Nachbarschaftstreffpunkt umgewandelt. Vor einem Altar mit Jesuskreuz und einem Baldachin aus durchschimmerndem Stoff stehen wackelige weisse Klappstühle im Halbkreis. Missionarinnen der María Doloresa haben das Haus mit den Frauen aus der Straße hergerichtet. Denn auch Kirchen gibt es in diesem weit entlegenen Teil der Stadt nicht, der offiziell schon zum Juáreztal gehört.

»Die Familien leben hier in Einsamkeit, in ihrer kleinen Schlafstatt«, erzählt Schwester Elisa Anguiano. Die Schichten der Maquilas zerteilten Alltag und Familienleben, von Nachbarschaft ganz zu schweigen. Oft kennen sich die Menschen kaum, die nebeneinander wohnen. Vor allen Dingen alleinerziehende Frauen haben niemanden, an den sie sich mit ihren Sorgen und Nöten wenden können. »Die Menschen leiden unter Stresssymptomen und Angstzuständen, sie wissen nicht, wie es morgen weiter gehen soll. In Extremsituationen suchen sie uns. Manchmal haben sie noch nicht mal Geld für Tortillas; geschweige denn für Medikamente.«

Die drei Missionarinnen leben unter den gleichen bescheidenen Umständen, wie die Tausenden von Menschen um sie herum. Das Schwesternhaus ist klein und vollgepackt. Schränke und Vorhänge halten als Trennwände her. Das letzte Abendmahl über dem Küchentisch ist ein Schnäppchen vom Flohmarkt, bemerkt Schwester Elisa lachend. Daneben hängt ein Bild vom Papst. Vom Viertel aus hat man einen weiten Blick über Ciudad Juárez – und auf die rostbraune Linie, die sich vor dem Horizont entlangzieht: die Mauer zu den USA.

Die Schwestern geben den Frauen im Viertel einfache Kurse: Nähen, Kochen, Handarbeiten. Aber eigentlich gehe es darum, »die eigene Würde« zu finden, so Schwester Elisa. Und die finden sie in langen Gesprächen in der immer größer werdenden Frauengruppe. »Manchmal

mangelt es aber auch einfach an Lebensmitteln oder wir laufen, um einen Brand zu löschen.« Denn weil so viele Stromkabel angezapft werden, schmoren die laienhaft verlegten Kabel irgendwann durch.

Maribel Alemán kennt das Schwesternhaus gut. Einmal die Woche kocht und putzt ihre Mutter Linda bei den Missionarinnen. »Wir sind beide Kämpferinnen, wir sehen nach vorne«, sagt sie. Dabei ist es oft nicht einfach. Große Sorgen macht sich Maribel um ihren ältesten Sohn. Denn er droht zu erblinden, kann nur noch sehr eingeschränkt sehen. Doch das hält ihn nicht davon ab, in der Nachbarschaft kleine Arbeiten zu suchen. »Mein Glauben ist groß«, sagt Maribel und fasst die Haare schwungvoll zum Pferdeschwanz zusammen. »Ich hoffe, dass es eines Tages eine Operation geben wird, mit der er wieder besser sehen kann.« Abgesehen von den großen und kleinen Sorgen seien sie eine glückliche Familie. »Meine Kinder sind alles für mich. Wenn mein Sohn schlafen geht, sagt er: Gute Nacht, Mama! Ich liebe dich. – Ich dich auch, mein Sohn, antworte ich dann.«



In Ciudad Juárez ist ein großer Teil der Familien in der Montageindustrie an der Grenze beschäftigt. Auch wenn mehrere Familienmitglieder einen Lohn aus der Schichtarbeit beziehen, ist ein sozialer Aufstieg kaum möglich. (Foto: Carolina Rosas Heimpel)

Arbeitsrechte erstreiten

Ciudad Juárez steht für Qualitätsarbeit, über 300 Montagefabriken sind hier angesiedelt. Doch wer entlassen wird oder Folgeschäden von der Arbeit davon trägt, steht multinationalen Unternehmen alleine gegenüber.

Juana Rodríguez lebt in Palmas del Sol, einer Siedlung im äussersten Süden der Stadt. Eine unbefestigte Straße mit Schlaglöchern voller Schlamm führt vom Schnellstraßenring, der die Stadt umgibt, hier hinaus. Die Häuser sind winzig und lediglich auf den Stromkästen ist die Nummerierung ersichtlich. Juana steht vor ihrem Haus. Der Nussbaum im Hof wirkt kläglich. Alle Äste haben sie verfeuert. Von hier aus hat man weite Sicht über brachliegendes Gelände bis zu den gigantischen Fabrikgeländen hinüber. Irgendwo dort liegt auch die Niederlassung der Firma Johnson Control.

Dort hat Juana sieben Jahre lang gearbeitet. Bis sie letztes Jahr vor Schmerzen ihre Hände nicht mehr bewegen konnte. Sie wurde dreimal operiert, doch ihr rechter Arm hängt schlaff herab. Um ihn zu bewegen, hilft sie mit dem linken Arm nach. In der Maquila sagen sie ihr: Juana, arbeite schneller! Wenn sie sagt, sie schafft es nicht, schicken sie sie zur Krankenstation. Dort leitet man sie ins Öffentliche Krankenhaus weiter, und da sagt man ihr, dass man doch schon alles für sie getan habe. Ein Teufelskreis, Juana weint.

Bei *Johnson Controls*, die seit einer Firmenfusion im Jahr 2016 *Johnson Controls International* heisst und seitdem keine Schadensansprüche mehr annimmt, werden Autoinnenteile gefertigt. »Ich war im Bereich 4-15, wo Kopfstützen hergestellt werden«, erzählt Juana Rodríguez. Eine sehr eintönige schwere Arbeit mit ewig gleichen Handbewegungen. Noch im Traum macht sie diese Handbewegungen, dort an ihrem alten Arbeitsplatz in der großen blitzend weissen Halle mit dem hohen Stahldach, zwischen Monitoren und blinkenden Lichtern, in einer der endlosen Produktionsreihen, die durch neonfarbene Sicherheitsstreifen auf dem Boden abgetrennt sind.

»Jetzt kann ich nicht mehr arbeiten. Dabei bin ich erst 39 Jahre alt. Ich weiss nicht, wie es weitergehen soll.« Juana leidet unter dem Karpaltunnelsyndrom, weltweit bekannt im Zusammenhang mit der Arbeit in Montagefabriken. In den Vereinigten Staaten macht es fast die Hälfte aller gemeldeten Krankheitsfälle in Arbeitsplätzen der Industrie aus;

auch in der Europäischen Union gilt es als eines der Hauptkrankheitsbilder im Arbeitsbereich. In der Montageindustrie in Ciudad Juárez treten daneben Sehnenscheidenentzündungen, Arthritis, Wirbelsäulenschäden, Wärmestress, Tinnitus sowie Augen- und Lungenschäden durch Beleuchtung, Belüftung und den Umgang mit chemischen Stoffen auf. Auch Juana Mann, Martín Hernández, der 20 Jahre bei einer Sicherheitsfirma angestellt war, wird immer wieder arbeitsunfähig geschrieben, seit er einen Unfall hatte und hinkt. Von der schmalen Unterstützung, die er erhält, zahlen sie das Haus ab.

»Haus, nun ja«, sagt Juana, »Es sind ja nur zwei Zimmer.« Das Ehebett steht im Wohnzimmer, zwischen dem im Hintergrund laufenden Fernseher und dem vor Hitze bollernden Ofen. Links davon ein Sofa und eine kleine Küchenzeile. Im unverputzten Hinterzimmer schlafen die fünf Kinder. Die 16-jährige Tochter versucht, etwas dazuzuverdienen. Juana verkauft Second-Hand-Kleidung auf einem Straßenmarkt. Der älteste Sohn wurde in den Zeiten der Gewalt verschleppt. Die Familie wurde bedroht, sie solle keine Nachforschungen anstellen. Ein Schicksal, das so viele in Juarez' Armenvierteln teilen, wo in den Zeiten des sogenannten »Drogenkrieges« Menschen ermordet wurden und verschwanden.

Doch Juana bleibt tapfer angesichts aller Schicksalsschläge. Sie organisiert sich mit insgesamt 640 Arbeiterinnen, von denen Johnson Controls International seit der Firmenfusion im letzten Jahr nichts mehr wissen will. »Kolleginnen, die wie ich nicht mehr arbeiten können; viele sind schon älter und müssten eine Abfindung bekommen.« Andere wurden unter Druck gesetzt, ihre Kündigung zu unterschreiben. »Ich will, dass öffentlich wird, was in der Maquila passiert. Denn es gibt so viele Geschädigte. Und es ist furchtbar deprimierend, nicht arbeiten zu können.« So zieht sie heute mit Transparenten durch die Stadt, vorbei an den weit ausgedehnten Industrieparks. Während Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen an ihr in weißgetünchten alten Schulbussen aus den USA vorbeifahren. »Personaltransport« steht auf der Frontseite und in der Windschutzscheibe hängen Abkürzungen für Firmen und Standorte. Zum Schichtwechsel durchqueren die Busse ganz Juárez: im Morgengrauen, nachmittags und um Mitternacht.

Juana Rodríguez erinnert sich: »Früher, als ich noch schnell und tüchtig gearbeitet habe, haben sie mich kurz vor Schichtende oft für Überstunden gesucht. Wenn ich sagte, ich bin todmüde, holten sie mir

eine Aspirin und eine Cola und ich arbeitete weiter. Heute grüßen mich die Vorarbeiter nicht mehr. In der Halle 3 gibt es einen Bereich, da arbeiten alle die, die körperliche Beschwerden davongetragen haben. Das nennen sie dann »die Behindertenanstalt«. Das ist diskriminierend. Nein, das kann nicht so bleiben.« Sie schüttelt entschlossen den Kopf. »Wir müssen für unsere Rechte kämpfen.«

Doch so eine Klage dauert. Da muss man Geduld haben, weiß Juana. »Ich habe die Hoffnung, dass ich eine Entschädigung bekomme. Damit die Kinder studieren können und sich nicht auch in der Maquila kaputt schuften. Meine Kinder geben mir viel Hoffnung. Sie nehmen mich in den Arm und sagen mir liebevoll, ach Mama, du bist ja voll der Krüppel! Dann lachen wir gemeinsam.« Das Holz im kleinen rußgeschwärzten Ofen knistert. Den Raum erfüllt Wärme. Über dem Sofa hängt ein Bildnis der Jungfrau von Guadalupe, der Schutzheiligen von Mexiko. Die ist immer für uns da, sagt Juana.

Auch eine weltliche Verbündete haben Maquilaarbeiter:innen wie Juana Rodríguez. Susana Prieto ist die einzige bekannte Anwältin für Arbeitsrecht. In einer Stadt, in der sich alles um Arbeit dreht. Ihr Anwaltsbüro gleicht einer Festung. Mit Schleusen, Gittern und Bodyguard am Eingang. Es ist so klein, dass die zahlreichen Mitarbeiterinnen kaum Platz darin finden und sich zwischen Aktenschränken und von Papieren überquellenden Schreibtischen aneinander vorbeischieben. Im Vorzimmer nehmen Menschen im ständigen Wechsel Platz. Junge ernste Frauen in seidenen Blusen erklären ihnen den Stand ihres Falles, lassen sie Papiere unterzeichnen und geben Gerichtstermine an.

Susana Prieto kommt aus einfachen Verhältnissen und arbeitete einst selbst in der Maquila. In der dritten Schicht, der Nachtschicht. Um sieben Uhr morgens ging sie dann zur weiterführenden Schule. »Ich wusste noch nicht, was ich will, aber ich war sicher, dass hier will ich nicht.« Mit 18 Jahren fing sie an Jura zu studieren. »Die Arbeiterinnen sind Heldinnen für mich«, sagt sie. Sie kämpften an verschiedenen Fronten, in der Maquila genauso wie zuhause, wo der Lohn oft nicht reicht, um den Kindern Essen auf den Tisch zu stellen. Es seien sklavische Konditionen in den Fabriken, die wie Festungen von hohen Mauern, Kameras und Stacheldraht umgeben sind.

»Niemand bekommt zu sehen, was drinnen geschieht. Die Aufseher:innen verfahren in einem respektlosen Ton mit den Arbei-

tenden. Die meisten denken aber: das geht mir so, weil ich nichts studiert hab. Denn das wird ihnen eingetrichtert.« Deshalb versucht die Anwältin die Menschen, die an ihre Tür klopfen, zu organisieren, zu Multiplikator:innen zu machen, zu informieren, was ihre Rechte sind. »Denn die Maquilas haben Personalposten, alleine, um Druck auszuüben, um zu verunsichern, um Löhne und Abfindungen zu negieren, um Angestellte dazu zu bewegen, ihre Kündigung zu unterschreiben – und sämtlichen Ansprüchen zu entsagen.«

Susana Prieto tritt auf, als wäre sie für einen Hollywoodfilm gecastet. Eine Powerfrau gegen den Rest der Welt. Rote Highheels, roter Lippenstift, lange braune Locken, ein enges Kostüm. Ihre Stimme ist laut und schneidend. Sie lässt ein Sturmgewitter an Informationen los, stellt im Minutentakt Zusammenhänge zwischen Schwachstellen des mexikanischen Arbeitsrechts, den Auswüchsen des globalen Weltmarkts – und der bitteren Armut der Menschen in Ciudad Juárez her. Ihr Diskurs ist



Denkmal für Fabrikarbeiter:innen am Eingang des Industrieparks der Unternehmer:innenfamilie Los Fuentes. Während der Pandemie hatte jemand die Statuen mit Mundschutz versehen. (Foto: Carolina Rosas Heimpel)

knallhart, doch es ist offensichtlich, dass in ihrer Arbeit viel Herzblut steckt, dass die zahlreichen Morddrohungen ihr zusetzen – aber dass ihr die Fälle, die sie vertritt, nicht egal sind.

»Juarez ist international angesehen für die technische Versiertheit der Arbeiter:innen. Aber diese verdienen die tiefsten Industrielöhne im gesamten Land, weil es keine Gewerkschaften gibt. Unternehmer:innen bekommen von Politiker:innen garantiert: hier in Juarez wirst du keinerlei Probleme haben mit organisierter Arbeiterschaft, das halten wir dir vom Hals, hier gibt es absolute Gewinngarantie.« Und wenn Menschen ihre Arbeit verlieren und oder arbeitsunfähig werden, dann stehen sie Weltmarktunternehmen entgegen. Wie David gegen Goliath, sagt die Rechtsanwältin. »Wenn Arbeiter nach 15 Jahre in der Maquila zu nichts mehr fähig sind, wird alles darangesetzt, dass sie freiwillig gehen, um keine Entschädigung zu zahlen. Es sind soziale Kämpfe, die keiner wahrnimmt, derer sich keiner annimmt.« In einem Jahr hat Susana Prieto knapp 50 Streiks legal vertreten.

Sie steht vor einem Fabrikgelände an einer der großen Ausfallstraßen Richtung Süden. »Wenn du dich hier einfach nur umguckst, siehst du die Ungerechtigkeit doch schon, von der ich spreche«, sagt sie leise. »Schau dir diese modernen Montagebetriebe an, in denen Windtechnik entwickelt wird und Kameras für endoskopische Eingriffe gefertigt werden. Und dann schau dir die unverputzten Häuschen im Staub an, wo die Menschen leben, die diese Arbeiten ausführen.«

Alter in der »Stadt der Arbeit«

Senior:innen in der mexikanischen Industriemetropole schaffen sich mit Hausbesetzungen Perspektiven.

Die Aktion wurde einen Tag vorher über die sozialen Medien angekündigt. »Wir besetzen ein Haus.« Am nächsten Morgen hatte sich ein Dutzend freiwillige Helfer mit Besen, Schaufeln und Schubkarren eingefunden, um das leerstehende Gebäude von Schutt und Müll freizulegen. Doch keine jungen Punks beanspruchen das große grüne Eckhaus mit den knorrigen Pinien davor für sich. Es ist eine Handvoll Menschen mit weißen Haaren und sonnengegerbten Gesichtern, manche von ihnen mit Gehstock in der Hand. »Wir wollen ein Tageszentrum mit Akti-

vitäten für alte Menschen schaffen; eine Anlauf- und Beratungsstelle«, erklärt die Aktivistin Eva Ronquillo und wischt sich mit einem Tuch den Schweiß aus dem Gesicht.

Über den Eingang haben die Alten ein Banner gehängt. »Veterania existe«, (Alter existiert) nennen sie ihre Initiative. Ihr Emblem ist die Wüstenrose, bizarre Kristallgebilde, die die Zeit aus Sand, Wind und Wasser formt und die in den Dünen außerhalb der Stadt zu finden sind. In den Straßenzügen um das neue Besetzungsobjekt sind viele Häuser verlassen. In der Gewalt des sogenannten »Drogenkrieges« und der militärischen Besetzung von Ciudad Juárez von 2008 bis 2012 wurden Geschäfte und Familien von hier vertrieben. Geblieben sind vor allem arme und alte Menschen, viele von ihnen auf sich gestellt. »Der Staat vergisst die Alten«, bemerkt Ronquillo. »Sollte uns die Stadtregierung räumen, werden wir die unangenehme Frage stellen, was sie denn für Alternativen anbietet.«

Statistisch gibt es immer mehr Senioren in Ciudad Juárez, das in den vergangenen Jahrzehnten zu einer Industriemetropole von 1,5 Millionen Menschen herangewachsen ist. Der Großteil der Familien ist durch die Schichtarbeit in den Montagefabriken an der Grenze zu den USA geprägt. Sie sind irgendwann aus dem grünen Süden Mexikos in die aride Wüste mit extremen Klimaverhältnissen migriert. Zeit für Kinder, Kranke und Alte gibt es neben dem verzehrenden Fabrikalltag und den langen Arbeitswegen durch die weit ausgedehnte Stadt nicht. Das Geld reicht kaum zum Überleben. Wer sich im Alter noch selbstständig bewegen kann, sucht oftmals eines der zahlreichen Casinos in der Stadt auf. Hier mischt sich die Notwendigkeit einer Beschäftigung mit der Hoffnung auf Gewinn.

»Ciudad Juárez bietet nur ein Alter in Armut und Krankheit«, sagt Berenice Mena. Die studierte Sozialarbeiterin hat vor einem Monat frustriert ihren Job in der staatlichen Altenpflege gekündigt. Die Maquilawirtschaft mache die Menschen körperlich kaputt und verurteile sie darüber hinaus zu einem Lebensabend ohne Altersversorgung. In Ciudad Juárez gibt es mittlerweile 86.000 Menschen über 60 Jahren. Die Verstädterung und ein flächendeckendes öffentliches Gesundheitssystem haben in Mexiko dazu geführt, dass mehr als ein Zehntel der Bevölkerung das Rentenalter erreicht. Bis 2050 soll sich die Zahl verdoppeln.

Für Berenice Mena ist das Altern in Würde ein Herzensthema. »Doch die Beschäftigung mit alten Menschen lässt einen ohnmächtig

zurück. Die Vernachlässigung bettlägeriger und dementer Personen durch Familien und Staat ist himmelschreiend. Und die wenigen Altenheime sind personell völlig überfordert.« Hier fänden viele Menschenrechtsverletzungen statt. Die Bewohner:innen würden medikamentös ruhig gestellt oder sogar ans Bett gefesselt. »Doch es gibt kaum Alternativen. Wo soll ich jemanden hinbringen? Und wenn ich jemanden anzeige, wer folgt dann nach?« Ihre Ideale, die sich in der Interamerikanischen Menschenrechtskonvention von 2015 widerspiegeln sieht sie in den juarensischen Realitäten nicht vertreten. Das Abkommen setzt Autonomie im Alter als Recht voraus, das Lebensqualität verspricht. Die Anfang 30-Jährige mit dunklen Locken und Turnschuhen will sich in Zukunft zivilgesellschaftlich für alte Menschen engagieren. Die Nöte der Organisationen, die versuchen, gerontologischen und humanen Maßstäben zu folgen, kennt sie bestens.

So wie die des Altersheims *Mi Esperanza* (Meine Hoffnung), 30 Kilometer außerhalb der Stadt. Dort, wo die Überlandstraße an Auto-schrottplätzen, Tankstellen und Burrito-Restaurants vorbeiführt. Auf dem letzten Gelände vor der Wüste säumen grüne Bäume die ockerrot gestrichenen Gebäude. Hier haben vor elf Jahren die Eltern des evangelikalen Pastors Miguel Olmedo ein Heim gegründet, das von Spenden getragen wird. Die Familie lebt gemeinsam mit den alten Menschen, die aus Krankenhäusern hergebracht werden.

»Viele haben sich zuvor auf der Straße durchgeschlagen«, berichtet der junge Pastor mit Baseballkappe und T-Shirt. Die Anzahl der Männer übersteige die der Frauen bei weitem. »Die Männer waren oft jahre- und jahrzehntelang als Migrant:innen in den USA.« Als Geldverdiener fernab der Familie oder auch als anwesende machistische Familienoberhäupter hätten sie nie eine enge Beziehung zu ihren Kindern entwickelt. Frauen bleiben dem hingegen im Alter nicht so schnell alleine. Die meisten der Alten dösen auf Sofas im Aufenthaltsraum des Heimes vor sich hin, in einem holzverkleideten Wohnzimmer mit Kamin. Im Winter wird es eisig kalt hier draußen in der Wüste. Junge Leute helfen zur Toilette, sitzen neben den Alten.

Draußen buhlen zwei Männer im Rollstuhl um Aufmerksamkeit. Der eine repräsentiert im karierten Hemd und mit Stiefeln und Gürtelschnalle den Modegeschmack des Nordens. Der andere trägt das signierte T-Shirt einer psychedelischen US-Band der 1970er. Seine Beine wurden

infolge von Diabetes amputiert. Beide quatschen wie Wasserfälle, schwadronieren über vergangene Liebesgeschichten und Arbeitsaufenthalte in Texas, lachen über sich selbst. »Wir machen einen Wettbewerb, wer der Verrückteste von uns ist: Er hat gewonnen!«

Pastor Olmedo grinst nur. Er kennt die Geschichten auswendig. »Was den Alten am meisten fehlt, sind Besucher. Jemand, der mal etwas Neues erzählt.« Nur drei haben Familie, drei sind dem Wohlfahrtsamt unterstellt, die übrigen sind ganz auf sich gestellt. »Wenn jemand stirbt, müssen wir schauen, wie wir die Beerdigung bezahlen. Bei allem, was diese Menschen im Leben durchgemacht haben, stimmt es traurig, sie anonym bestatten zu lassen.«



Bewohner im Hof des Altersheims Mi Esperanza weit vor den Toren von Ciudad Juárez. Altersarmut ist eine Folge von Industrialisierung, Migration und fehlenden sozialpolitischen Massnahmen. (Foto: Carolina Rosas Heimpel)